Kat Zhang · Twin Souls
Die Verbotene

DIE AUTORIN

© Mandy Whitley Photography

Neben ihrem Englischstudium an der Vanderbilt Universität tritt Kat Zhang in ihrer Freizeit bei Poetry Slams auf, überfällt regelmäßig Buchläden und reist für ihr Leben gern. In ihrer Kindheit verschlang sie ein Buch nach dem anderen und träumte schon früh davon, einmal Geschichten zu schreiben, in die dann andere abtauchen können. »Twin Souls – Die Verbotene« ist ihr Debütroman und der erste Band einer Trilogie.

KAT ZHANG

TWIN SOULS
DIE VERBOTENE

Aus dem amerikanischen Englisch
von Katrin Weingran

cbt

cbt

cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe Juli 2013
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2012 by Kat Zhang
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»What's left of me: The Hybrid Chronicles«
bei Harper, an imprint of HarperCollins Publisher,
New York
© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe bei
cbt Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random
House GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Übersetzung: Katrin Weingran
Umschlagfoto: © by Maxime Quoilin
Umschlaggestaltung: © init. Büro für Gestaltung,
Bielefeld
kg · Herstellung: kw
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-570-30858-5
Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

Für meine Mutter und meinen Vater,
in tiefer Dankbarkeit für alles,
was sie mich über das Leben gelehrt haben

Prolog

Addie und ich wurden in denselben Körper geboren. Die Geisterfinger unserer Seelen waren miteinander verflochten, noch ehe wir den ersten Atemzug machten. Unsere ersten gemeinsamen Jahre waren auch unsere glücklichsten. Dann kamen die Sorgen – die aufeinandergepressten Lippen unserer Eltern, das Stirnrunzeln unserer Vorschullehrerin, die Frage, die alle flüsterten, wenn sie dachten, wir könnten sie nicht hören. *Warum finden sie keinen Frieden?*

Frieden finden.

Wir versuchten die Worte mit unserem fünfjährigen Mund zu bilden, schmeckten sie auf unserer Zunge.

Frieden – finden.

Wir wussten, was es bedeutete. So ungefähr jedenfalls. Es bedeutete, dass eine von uns die Kontrolle übernehmen sollte. Es bedeutete, dass die andere allmählich verschwinden sollte. Heute weiß ich, dass es viel mehr als das bedeutet, aber mit fünf waren Addie und ich noch unglaublich naiv, noch unglaublich ahnungslos.

In der ersten Klasse bekam der Unschuldspanzer, der uns schützte, allmählich Risse. Unsere grauhaarige Vertrauenslehrerin verpasste dem Lack den ersten Kratzer.

»Wisst ihr, meine Süßen, ihr müsst keine Angst davor haben, Frieden zu finden«, sagte sie, während wir beobachteten, wie sich ihre schmalen, mit rotem Lippenstift bemalten Lippen bewegten. »Es kommt euch jetzt vielleicht so vor, aber es ist einfach etwas, das uns allen widerfährt. Die rezessive Seele, welche von euch auch immer das ist, wird einfach … einschlafen.«

Sie erwähnte mit keinem Wort, wer von uns ihrer Meinung nach weiterleben würde, aber das brauchte sie auch nicht. Als wir in die erste Klasse kamen, waren längst alle davon überzeugt, Addie sei als dominante Seele zur Welt gekommen. Sie konnte uns nach links gehen lassen, wenn ich nach rechts wollte, konnte sich weigern, den Mund zu öffnen, wenn ich essen wollte, Nein brüllen, wenn ich mir verzweifelt wünschte, Ja zu sagen. Ihr gelang das alles ohne große Anstrengung, und je mehr Zeit verging, desto schwächer wurde ich, während sie nach und nach die Kontrolle übernahm.

Aber ich konnte mich immer noch ab und zu an die Oberfläche kämpfen – und das tat ich. Wenn Mom uns fragte, wie unser Tag gewesen sei, nahm ich meine ganze Kraft zusammen, um ihr *meine* Version der Geschehnisse zu erzählen. Wenn wir Verstecken spielten, brachte ich uns dazu, uns hinter der Hecke zu ducken, anstatt zum Abschlag zu rennen. Mit acht ließ ich uns zucken, als wir Dad seinen Kaffee brachten. Das brühend heiße Getränk hinterließ Narben auf unseren Händen.

Je mehr meine Stärke schwand, desto entschlossener

klammerte ich mich fest. Ich wurde auf jede mir mögliche Weise handgreiflich, da ich mir zu beweisen versuchte, dass ich nicht verschwinden würde. Addie hasste mich dafür. Ich konnte nicht anders. Ich erinnerte mich an die Freiheit, die ich einst besessen hatte – auch wenn sie natürlich niemals vollkommen gewesen war –, aber ich erinnerte mich an die Zeit, als ich unsere Mutter um ein Glas Wasser hatte bitten können, um einen Kuss, wenn wir hingefallen waren, um eine Umarmung.

<Lass los, Eva>, weinte Addie, wenn wir kämpften. <Lass einfach los. Geh weg.>

Und eine sehr lange Zeit glaubte ich, dass ich genau das eines Tages tun würde.

Unseren ersten Termin bei einem Spezialisten hatten wir mit sechs. Die Spezialisten gingen sehr viel offensiver vor als die Vertrauenslehrerin. Sie führten ihre netten kleinen Untersuchungen durch, stellten ihre netten kleinen Fragen und stellten ihre nicht ganz so netten kleinen Honorare in Rechnung. Als unsere jüngeren Brüder das Alter erreichten, in dem man Frieden findet, hatten Addie und ich bereits zwei Therapien und vier verschiedene Medikationen hinter uns, die alle bewirken sollten, was eigentlich Aufgabe der Natur gewesen wäre: die rezessive Seele loszuwerden.

Mich loszuwerden.

Unsere Eltern waren unglaublich erleichtert, als meine Ausbrüche allmählich aufhörten, als die Ärzte mit positiven Beurteilungen in den Händen auf sie zutraten. Sie

versuchten, es vor uns zu verbergen, aber wir hörten das geseufzte *Endlich* vor unserer Zimmertür, Stunden nachdem sie uns mit einem Gutenachtkuss ins Bett gebracht hatten. Jahrelang waren wir der Nachbarschaft ein Dorn im Auge gewesen, das schmutzige kleine Geheimnis, das lange nicht so geheim war. Die Mädchen, die einfach keinen Frieden fanden.

Niemand wusste, dass Addie mich mitten in der Nacht herauskommen und mit dem letzten bisschen Kraft, das mir geblieben war, in unserem Zimmer herumwandern ließ, wo ich die kalten Fensterscheiben berührte und meine eigenen Tränen weinte.

<Es tut mir leid>, flüsterte sie bei diesen Gelegenheiten. Und ich wusste, dass es ihr tatsächlich leidtat, egal, was sie mir zuvor entgegengeschleudert hatte. Aber das änderte nichts.

Ich war starr vor Angst. Ich war elf Jahre alt. Und auch wenn man mir mein ganzes kurzes Leben lang gesagt hatte, für die rezessive Seele sei es nur natürlich, allmählich zu verschwinden, wollte ich nicht gehen. Ich wollte zwanzigtausend weitere Sonnenaufgänge, dreitausend weitere heiße Sommertage am Pool. Ich wollte erleben, wie es war, den ersten Kuss zu bekommen. Die anderen Rezessiven hatten Glück, dass sie mit vier oder fünf verschwunden waren. Sie waren in einen Kokon der Ahnungslosigkeit gehüllt gewesen.

Vielleicht geschah alles, was passierte, letztendlich aus diesem Grund. Ich sehnte mich zu sehr danach, zu le-

ben. Ich weigerte mich, loszulassen. Ich verschwand nicht gänzlich.

Meine motorischen Fähigkeiten verkümmerten, ja, aber ich war noch da, gefangen in unserem Kopf. Ich beobachtete, hörte zu und war gleichzeitig vollkommen gelähmt.

Niemand außer Addie und mir wusste davon, und Addie hatte nicht vor, es jemandem zu verraten. Zu diesem Zeitpunkt wussten wir, was Kinder erwartete, die keinen Frieden fanden, die zu Hybriden wurden. Unser Kopf war voller Bilder der Institutionen, in die sie gesperrt wurden – um niemals wiederzukehren.

Schließlich attestierten die Ärzte uns völlige Gesundheit. Die Vertrauenslehrerin verabschiedete sich mit einem zufriedenen kleinen Lächeln von uns. Unsere Eltern waren überglücklich. Sie packten alle Siebensachen und zogen mit uns vier Stunden weit weg, in einen anderen Bundesstaat, eine neue Nachbarschaft. Eine, wo niemand uns kannte. Wo wir mehr als nur *Die Familie mit dem komischen kleinen Mädchen* sein konnten.

Ich erinnere mich daran, wie ich unser neues Zuhause zum ersten Mal sah. Ich guckte über den Kopf unseres kleinen Bruders hinweg durch das Autofenster auf seiner Seite, und da war das winzige eierschalenfarbene Haus mit einem Dach aus dunklen Schindeln. Lyle heulte los, als sein Blick darauf fiel, weil es so alt und schäbig war, der Garten von Unkraut überwuchert. Während unsere Eltern sich bemühten, dem Chaos Herr zu werden, das

aus Lyle beruhigen, den Umzugswagen ausladen und Gepäck nach drinnen schaffen bestand, blieben Addie und ich einen Moment uns selbst überlassen. Wir standen einfach in der Winterkälte da und sogen die beißende Luft in unsere Lunge.

Nach so vielen Jahren war alles endlich, wie es sein sollte. Unsere Eltern konnten anderen Menschen wieder in die Augen sehen. Lyle durfte in der Öffentlichkeit wieder mit Addie zusammen sein. Wir kamen in eine siebte Klasse, in der niemand ahnte, wie viele Jahre wir uns auf unserem Platz so klein wie möglich gemacht und uns verzweifelt gewünscht hatten, unsichtbar zu sein.

Sie konnten eine normale Familie sein, mit ganz normalen Sorgen. Sie konnten glücklich sein.

Sie.

Ihnen war nicht klar, dass es überhaupt kein *Sie* gab. Es war immer noch ein *Wir*.

Ich war immer noch da.

»Addie und Eva, Eva und Addie«, hatte Mom stets gesungen, als wir noch klein gewesen waren. Sie hob uns hoch und schwang uns durch die Luft. »Meine kleinen Mädchen.«

Wenn wir jetzt halfen, Abendbrot zu machen, fragte Dad bloß: »Addie, worauf hast du heute Lust?«

Niemand benutzte mehr meinen Namen. Es hieß nicht mehr Addie und Eva, Eva und Addie. Es hieß nur noch Addie, Addie, Addie.

Ein kleines Mädchen, nicht zwei.

Kapitel 1

Das Läuten zum Ende der letzten Stunde fegte alle von den Stühlen. Um uns herum wurden Krawatten gelockert, Schulbücher zugeschlagen und Notizblöcke und Stifte in die Taschen gestopft. Die Worte der Lehrerin gingen in dem Tumult fast unter, als sie uns lautstark daran erinnerte, den Ausflug am darauffolgenden Tag nicht zu vergessen. Addie war schon fast aus der Tür, als ich sagte: <Warte, wir müssen Ms Stimp noch nach der Zusatzklausur fragen, mit der wir unsere Note verbessern können, erinnerst du dich?>

<Mach ich morgen>, sagte Addie, während sie sich einen Weg durch die Schülermassen auf dem Gang bahnte. Unsere Geschichtslehrerin warf uns andauernd Blicke zu, als wüsste sie um das Geheimnis in unserem Kopf; sie presste die Lippen aufeinander und sah uns mit gerunzelter Stirn an, wenn sie dachte, wir bekämen es nicht mit. Vielleicht war ich einfach nur paranoid. Vielleicht aber auch nicht. Auf jeden Fall würde es unsere Situation nicht verbessern, wenn wir in ihrem Kurs schlecht abschnitten.

<Was, wenn sie uns keine schreiben lässt?>

In der Schule herrschte ein Heidenlärm: Spindtüren wurden zugeknallt, Leute lachten. Doch an jenem ruhi-

gen Ort, an dem mein Geist sich mit ihrem verband, hörte ich Addies Stimme klar und deutlich. Dort war es für den Moment friedlich, auch wenn ich Addies beginnende Irritation wie einen dunklen Farbklecks im hintersten Winkel unseres Bewusstseins spürte. <Das wird sie, Eva. Das macht sie immer. Nerv nicht rum.>

<Mache ich doch gar nicht. Ich meine bloß ...>

»Addie!«, rief jemand, und Addie blickte über die Schulter zurück. »Addie, warte doch!«

Wir waren so in unsere Diskussion vertieft gewesen, dass wir das Mädchen, das uns hinterherjagte, nicht einmal bemerkt hatten. Es war Hally Mullan, die mit einer Hand ihre Brille hochschob, während sie mit der anderen versuchte, ein Haarband um die dunklen Locken zu schlingen. Sie schob sich energisch an einer Traube Schüler vorbei und schloss mit einem übertriebenen Seufzer der Erleichterung zu uns auf. Addie stöhnte, aber ohne einen Laut, sodass nur ich sie hören konnte.

»Du legst ein ganz schönes Tempo vor«, sagte Hally und lächelte, als wären sie und Addie Freundinnen.

Addie hob die Schultern. »Ich wusste ja nicht, dass du hinter mir her bist.«

Hallys Lächeln verlor nichts von seiner Strahlkraft. Doch sie gehörte auch zu den Menschen, die selbst einem Hurrikan ins Gesicht lachen. In einem anderen Körper, einem anderen Leben, wäre es nicht ihr Schicksal gewesen, jemandem wie uns den Flur hinterherzujagen. Dafür war sie zu hübsch, mit ihren langen Wimpern und

der olivenfarbenen Haut, und zu fröhlich, stets zu einem Lachen bereit. Aber ihr Anderssein stand ihr ins Gesicht geschrieben, es ließ sich an ihren hohen Wangenknochen und der gebogenen Nase ablesen. Es passte zu der merkwürdigen Aura, die sie umgab, eine Aura, die *Nicht wie der Rest* signalisierte. Addie hatte sich immer von ihr ferngehalten. So zu tun, als seien wir normal, brachte schon genug Probleme mit sich.

In diesem Moment gab es jedoch keine unauffällige Möglichkeit, Hally aus dem Weg zu gehen. Sie lief neben uns her, die Schultasche über eine Schulter geworfen. »Freust du dich schon auf den Ausflug?«

»Nicht wirklich«, erwiderte Addie.

»Ich auch nicht«, sagte Hally fröhlich. »Heute schon was vor?«

»Gewissermaßen«, sagte Addie. Ihr gelang es, unsere Stimme ausdruckslos zu halten, obwohl Hally hartnäckig gute Laune versprühte; aber unsere Finger nestelten am Saum unserer Bluse. Zu Beginn des Highschooljahres, als wir die neuen Uniformen gekauft hatten, hatte sie noch gepasst, aber seitdem waren wir gewachsen. Unseren Eltern war es nicht aufgefallen. Nicht bei allem ... nun, nicht bei allem, was gerade mit Lyle los war, und wir hatten kein Wort darüber verloren.

»Hast du Lust, mit zu mir zu kommen?«, fragte Hally.

Addies Lächeln war bemüht. Soweit wir wussten, hatte Hally noch nie jemanden zu sich eingeladen. Wahrscheinlich wäre auch keiner mitgegangen. <Hat sie noch nie was

von der Sache mit dem Zaunpfahl gehört?> Laut sagte Addie: »Ich kann nicht. Ich muss babysitten.«

»Bei den Woodards?«, fragte Hally. »Rob und Lucy?«

»Robby und Will und Lucy«, sagte Addie. »Aber ja, bei den Woodwards.«

Hallys Grübchen vertieften sich. »Ich liebe diese Kids. Sie sind oft bei mir um die Ecke schwimmen. Kann ich mitkommen?«

Addie zögerte. »Ich weiß nicht, ob ihre Eltern damit einverstanden wären.«

»Sind sie noch da, wenn du kommst?«, fragte Hally, und als Addie nickte, fügte sie hinzu: »Dann können wir sie doch fragen, oder?«

<Merkt sie nicht, wie unmöglich sie sich gerade benimmt?>, sagte Addie empört, und ich wusste, ich hätte eigentlich ihrer Meinung sein müssen. Aber Hally lächelte unverdrossen weiter, obwohl unsere Miene von Minute zu Minute unfreundlicher wurde, wie ich nur zu gut wusste.

<Vielleicht ist sie noch einsamer, als wir dachten>, sagte ich stattdessen.

Addie hatte ihre Freunde und ich hatte zumindest Addie. Hally schien niemanden zu haben.

»Ich erwarte natürlich kein Geld dafür«, sagte Hally gerade. »Ich komme einfach mit, um dir Gesellschaft zu leisten, einverstanden?«

<Addie>, sagte ich. <Lass sie. Lass sie wenigstens mitkommen und die Woodards fragen.>

»Also ...«, sagte Addie.

»Spitze!« Hally nahm unsere Hand und schien gar nicht zu bemerken, wie Addie überrascht zusammenzuckte. »Es gibt so viel, worüber ich mit dir reden will.«

Der Fernseher plärrte, als Addie mit Hally im Schlepptau die Haustür der Woodards öffnete. Mr Woodard schnappte sich Aktentasche und Schlüssel, kaum dass er uns sah. »Die Kinder sind im Wohnzimmer, Addie.« Er eilte zur Tür hinaus, drehte sich aber noch einmal um und rief über die Schulter zurück: »Ruf mich an, wenn irgendetwas sein sollte.«

»Das ist Hally Mul…«, versuchte Addie zu sagen, doch da war er auch schon auf und davon und wir standen allein mit Hally im Flur.

»Er hat mich nicht mal bemerkt«, sagte Hally.

Addie verdrehte die Augen. »Eigentlich überrascht mich das nicht. So ist er immer.«

Wir passten nun schon eine geraume Weile auf Will, Robby und Lucy auf – wir hatten damit angefangen, bevor Mom ihre Stunden reduziert hatte, damit sie sich um Lyle kümmern konnte –, aber Mr Woodard vergaß Addies Namen trotzdem immer noch ab und zu. Unsere Eltern waren nicht die Einzigen in der Stadt mit zu viel Arbeit und zu wenig Zeit.

Der Fernseher im Wohnzimmer war an. Es lief gerade eine Zeichentrickserie, in der ein rosa Kaninchen und zwei übertrieben große Mäuse die Hauptrollen spielten. Als Lyle noch jünger gewesen war, hatte er sie rauf und

runter geguckt, aber jetzt, mit zehn, behauptete er, zu alt dafür zu sein.

Offenbar durften Siebenjährige sich noch Zeichentrickfilme ansehen, denn Lucy lag bäuchlings auf dem Teppich und baumelte mit den Beinen in der Luft. Ihr kleiner Bruder saß neben ihr, gleichermaßen gebannt.

»Er ist gerade Will«, sagte Lucy, ohne sich umzudrehen. Der Zeichentrickfilm endete und wurde von einer Amtlichen Bekanntmachung abgelöst. Addie wandte den Blick ab. Wir hatten genug ABs gesehen. In dem Krankenhaus, in das wir früher immer gegangen waren, hatten sie sie ununterbrochen ausgestrahlt – endlose Wiederholungen gut aussehender Männer und Frauen mit freundlicher Stimme und einem netten Lächeln, die uns daran erinnerten, stets die Augen nach Hybriden offen zu halten, die sich irgendwo versteckten und vorgaben, normal zu sein. Leute, die den staatlichen Anstalten durch die Lappen gegangen waren. Leute wie Addie und ich.

Rufen Sie einfach die eingeblendete Nummer an, sagten sie immer und lächelten dabei so breit mit ihren perfekten weißen Zähnen, als wären sie einer Zahnpastareklame entsprungen. *Nur ein Anruf, für die Sicherheit Ihrer Kinder, Ihrer Familie, Ihres Vaterlandes.*

Sie erklärten nie, was nach dem Anruf passieren würde, aber ich schätze, das brauchten sie gar nicht. Es war auch so allen klar. Hybride waren zu labil, um sie einfach sich selbst zu überlassen, daher führten die Anrufe üblicher-

weise zu Ermittlungen, die wiederum zu Razzien führten. Wir hatten so etwas bisher nur in den Nachrichten oder den Filmen gesehen, die sie uns im Politikunterricht zeigten, aber das reichte völlig aus.

Will sprang auf und kam auf uns zu. Der Blick, den er Hally zuwarf, war verwirrt und ziemlich argwöhnisch. Sie lächelte ihn an.

»Hi, Will.« Die Tatsache, dass sie einen Rock trug, hinderte sie nicht daran, sich vor ihm auf die Knie fallen zu lassen. Wir waren von der Schule aus direkt zu den Woodards gegangen und hatten noch nicht einmal haltgemacht, um aus unserer Schuluniform in etwas Bequemeres zu wechseln. »Ich bin Hally. Erinnerst du dich noch an mich?«

Lucy wandte zum ersten Mal den Blick vom Fernsehbildschirm ab. Sie runzelte die Stirn. »Ich erinnere mich an dich. Meine Mom hat gesagt …«

Will zupfte am Saum unseres Rockes und fiel Lucy ins Wort, ehe sie ihren Satz beenden konnte. »Wir haben Hunger.«

»Haben sie eigentlich nicht«, sagte Lucy. »Ich habe ihnen gerade ein Plätzchen gegeben. Sie wollen bloß noch eins.« Sie sprang auf die Füße, wodurch die Plätzchendose zum Vorschein kam, die sie bis dahin mit ihrem Körper verborgen hatte. »Spielst du was mit uns?«, fragte sie Hally.

Hally lächelte sie an. »Ich bin hier, um beim Babysitten zu helfen.«

»Von wem denn? Will und Robby?«, fragte Lucy. »Sie brauchen keine zwei Leute.« Sie forderte uns mit einem Funkeln heraus, die Behauptung zu wagen, dass sie mit ihren sieben Jahren noch einen Babysitter bräuchte.

»Hally ist hier, um mir Gesellschaft zu leisten«, sagt Addie rasch. Sie hob Will hoch und er schlang die Ärmchen um unseren Nacken und legte sein kleines Kinn auf unsere Schulter. Sein babyweiches Haar kitzelte unsere Wange.

Hally grinste und wackelte mit den Fingern vor seinem Gesicht. »Wie alt bist du, Will?«

Will verbarg das Gesicht an unserer Schulter.

»Dreieinhalb«, sagte Addie. »Sie sollten in einem Jahr oder so Frieden finden.« Sie rückte Will auf unserem Arm zurecht und rang unserem Gesicht ein Lächeln ab. »Das stimmt doch, oder, Will? Werdet ihr bald Frieden finden?«

»Er ist jetzt Robby«, sagte Lucy. Sie hatte die Dose mit den Plätzchen vom Boden aufgehoben und verputzte eines, während sie sprach.

Alle sahen den kleinen Jungen an. Er streckte den Arm nach seiner Schwester aus, ohne mitzubekommen, dass wir ihn ausgiebig musterten.

<Sie hat recht>, sagte ich. <Er hat sich gerade verändert.> Ich hatte Robby und Will schon immer besser unterscheiden können, auch wenn Addie das leugnete. Vielleicht hing es damit zusammen, dass ich mich nicht darauf konzentrieren musste, unseren Körper zu bewegen oder mit anderen Menschen zu reden. Ich konnte einfach genau hingucken

und zuhören und all die winzig kleinen Ticks registrieren, die eine Seele von der anderen unterschieden.

»Robby?«, sagte Addie.

Der Kleine fing wieder an zu zappeln und Addie setzte ihn ab. Er rannte zu seiner Schwester hinüber. Lucy schwenkte das, was von ihrem Plätzchen übrig war, vor seinem Gesicht hin und her.

»Nein!«, sagte er. »Das da wollen wir nicht. Wir wollen ein neues.«

Lucy streckte ihm die Zunge raus. »Will hätte es genommen.«

»Hätte er nicht!«, brüllte Robby.

»Hätte er doch. Stimmt's, Will?«

Robbys Gesicht verzerrte sich. »Nein.«

»Ich habe nicht *dich* gefragt«, entgegnete Lucy.

<Beeil dich lieber>, sagte ich warnend. <Bevor Robby einen Anfall kriegt.>

Zu meiner Überraschung war Hally schneller als wir. Sie nahm ein Plätzchen aus der Dose und ließ es in Robbys ausgestreckte Hände fallen.

»Hier.« Sie kauerte sich vor ihn hin und schlang die Arme um die Knie. »Ist das besser?«

Robby blinzelte. Sein Blick wanderte zwischen Hally und seinem gewonnenen Preis hin und her. Dann grinste er schüchtern und biss in das Plätzchen, die Krümel regneten auf sein T-Shirt.

»Sag danke«, befahl Lucy ihm.

»Danke«, flüsterte er.

»Gern geschehen«, erwiderte Hally. Sie lächelte. »Magst du Schokoladenplätzchen? Ich schon. Es sind meine Lieblingsplätzchen.«

Ein vorsichtiges Nicken. Selbst Robby war Fremden gegenüber etwas zurückhaltend. Er biss ein weiteres Mal von seinem Plätzchen ab.

»Und was ist mit Will?«, fragte Hally. »Welche Plätzchen isst er gerne?«

Robby zuckte leicht mit den Schultern, dann sagte er leise: »Dieselben wie ich.«

Hallys Stimme war sogar noch leiser als seine, als sie ihre nächste Frage stellte. »Würdest du ihn vermissen, Robby? Wenn Will nicht mehr da wäre?«

»Wie wäre es, wenn wir in die Küche gingen?« Addie riss Lucy die Plätzchendose aus der Hand, die daraufhin wütend protestierte. »Komm schon, Lucy, lass Robby die hier nicht im Wohnzimmer essen. Deine Mom bringt mich um, wenn überall auf dem Teppich Krümel verteilt sind.«

Addie schnappte sich Robbys Hand, um ihn von Hally wegzuziehen. Aber sie war nicht schnell genug. Robby blieb noch Zeit, sich umzudrehen. Ihm blieb Zeit, Hally anzusehen, die nach wie vor auf dem Boden kauerte, und »Ja« zu flüstern.

Kapitel 2

Als Mr und Mrs Woodard nach Hause kamen, hatte die Dämmerung bereits eingesetzt, der Himmel war ein Aquarell ineinanderfließender Farben aus Gold, Pfirsich und Blau. Addie bestand darauf, das Babysittergeld mit Hally zu teilen. Als ich eine Bemerkung deswegen machte, zuckte sie mit den Schultern. <Na ja, sie war eine größere Hilfe, als ich erwartet hatte.>

Da musste ich ihr recht geben. Robby und Will – im Laufe des Nachmittags hatten sie noch zweimal geswitcht – waren verrückt nach ihr. Sogar Lucy war uns bis zur Haustür gefolgt, um zu fragen, ob Hally das nächste Mal wiederkommen würde. Was auch immer ihre Mutter über Hally gesagt haben mochte – und der Art nach zu urteilen, wie die Frau sie ansah, als sie nach Hause kam, war es nichts Gutes gewesen –, schien Lucy vollkommen entfallen zu sein.

Wie sich herausstellte, wohnten wir in derselben Richtung, also meinte Hally, sie würde uns ein Stück begleiten. Wir traten hinaus in die Abendsonne. Die Luft war geschwängert von Feuchtigkeit und Mücken. Wir hatten erst April, aber eine Hitzewelle trieb die Temperaturen

in diesen Tagen auf Rekordhöhen. Der Kragen unserer Schuluniform schlug immer wieder feucht gegen unseren Nacken.

Sie gingen langsam, schweigend nebeneinanderher. Das schwindende Sonnenlicht ließ einen Hauch Rot in Hallys schwarzem Haar aufblitzen und ihre gebräunte Haut noch dunkler erscheinen. Wir hatten schon vorher Menschen mit ihrer Hautfarbe gesehen – nicht oft, aber oft genug, sodass es uns nicht übertrieben seltsam vorkam. Doch wir hatten noch nie jemand gesehen, der auch nur ansatzweise ihre Gesichtsform, ihre Gesichtszüge besessen hätte. Jedenfalls nicht, wenn man einige wenige Fotografien außer Acht ließ. Wir hatten auch noch nie erlebt, dass sich jemand so verhalten hätte wie sie sich gegenüber Will und Robby.

Sie war ein Halbblut. Zur Hälfte Ausländerin, auch wenn sie selbst in den Americas geboren worden war. War das der Grund für ihre Andersartigkeit? Ausländer wurden nicht länger ins Land gelassen – schon seit Ewigkeiten nicht –, und die vielen Kriegsflüchtlinge, die vor langer Zeit hierhergekommen waren, waren inzwischen tot. Der Großteil an ausländischem Blut, der noch im Land existierte, war so verdünnt, dass er einem Tropfen im Ozean gleichkam. Aber da gäbe es Gruppen, erzählten sich die Leute. Es gäbe Menschen, die sich der Integration verweigerten, die ihre Blutlinien bewahrten, ihre Fremdartigkeit, obwohl sie doch mit offenen Armen die Sicherheit hätten annehmen sollen, die die Americaner ihnen bo-

ten – Sicherheit vor der Zerstörung, mit der die Hybriden aus Übersee den Rest der Welt überzogen.

Stammte einer von Hallys Elternteilen aus einer solchen Kommune?

»Ich frage mich …«, sagte Hally, dann verstummte sie.

Addie hakte nicht nach. Sie war zu sehr in ihre eigenen Gedanken vertieft. Aber ich hörte zu und wartete darauf, dass Hally weitersprechen würde.

»Ich frage mich …«, wiederholte sie einen Moment später. »Ich frage mich, wer der Dominante sein wird, wenn sie Frieden finden. Robby oder Will.«

»Hm?«, sagte Addie. »Oh, Robby, denke ich. Er fängt an, öfter die Kontrolle zu übernehmen.«

»Es ist nicht immer der, von dem man es vermutet«, sagte Hally und löste den Blick vom Gehweg. Die kleinen weißen Strasssteinchen, mit denen ihr Brillengestell verziert war, fingen das gelbe Licht der Abendsonne ein und reflektierten es funkelnd. »Es ist alles Wissenschaft, oder? Neuronale Verknüpfungen und Kräfte und Dinge im Gehirn, die festgelegt werden, noch ehe man auf die Welt kommt. Man kann diese Dinge nicht allein durch Beobachten rauskriegen.«

Addie zuckte die Achseln und wandte den Blick ab. »Ja, wahrscheinlich hast du recht.«

Sie wechselte das Thema, und sie quatschten über die Schule und die neusten Filme, bis wir Hallys Wohnanlage erreichten. Man gelangte durch ein großes schwarzes schmiedeeisernes Tor zu den Häusern, und ein schlanker

Junge, der ungefähr in unserem Alter war, wartete auf der anderen Seite der Gitterstäbe.

Er hob den Blick, als wir uns näherten, sagte aber kein Wort, und Hally verdrehte die Augen, als sie ihn bemerkte. Sie sahen sich ähnlich: Er hatte ihre gebräunte Haut, die dunklen Locken und auch die schwarzen Augen. Wir hatten von Hallys älterem Bruder gehört, ihn aber noch nie zuvor gesehen. Addie blieb etliche Meter vom Tor entfernt stehen, sodass wir auch an diesem Tag keinen genaueren Blick auf ihn werfen konnten.

»Tschüss«, sagte Hally über die Schulter und lächelte. Ein paar Meter von ihr entfernt war der Junge damit fertig, etwas in ein Tastaturfeld zu tippen, und das Tor schwang auf. »Bis morgen dann.«

Addie winkte. »Ja, bis morgen.«

Wir warteten, bis Hally und ihr Bruder fast außer Sicht waren, ehe wir uns umdrehten und uns auf den Heimweg machten; dieses Mal allein. Aber nicht wirklich allein. Addie und ich waren nie allein.

<Was sollte das Ganze?> Addie kickte beim Gehen energisch mit den Füßen aus. <Sich selbst zum Babysitten mit uns einzuladen? Wir kennen sie doch kaum.>

<Wie gesagt. Vielleicht ist sie einsam>, erwiderte ich. <Vielleicht möchte sie mit uns befreundet sein.>

<Auf einmal? Nach drei Jahren?>

<Warum nicht?>

Addie zögerte. <Es geht nicht. Das weißt du, Eva. Ich kann nicht mit ihr befreundet sein. Nicht in der Schule.>

Nicht, wo es jemand mitbekommen könnte.

<Und was sollte das mit Robby und Will?> Addies Verärgerung kochte in uns hoch. Addie ließ ein Auto vorbeiknattern, dann schoss sie über die Straße. <Robby nach Will zu fragen! Was wollte sie damit bezwecken? Sie werden bald Frieden finden. Wenn man sie durcheinanderbringt, dauert es vielleicht länger. Sie könnten …> Sie beendete ihren Satz nicht, aber das brauchte sie auch nicht.

Sie könnten so werden wie wir.

Jahrelang hatten unsere Eltern sich bemüht herauszufinden, wieso ihre Töchter nicht wie erwartet ihren Frieden fanden. Sie machten jeden dafür verantwortlich, von unserer Kindergärtnerin (zu chaotisch) über unsere Ärzte (Warum erzielte nichts eine Wirkung?) bis hin zu unseren Freunden (Hatten sie spät Frieden gefunden? Bestärkten sie uns in unserem seltsamen Verhalten?). In den schwärzesten Stunden der Nacht wurde die Schuld zu einer Waffe, mit der sie einander und sich selbst verletzten.

Aber noch schlimmer als die Schuld war die Angst – die Angst, dass der Tag kommen würde, an dem man uns nicht aus dem Krankenhaus nach Hause entlassen würde, falls wir nicht endlich Frieden fänden. Wir wuchsen mit dieser Drohung auf, die beständig in unseren Ohren toste und uns die allerletzte Frist fürchten ließ, die unser zehnter Geburtstag darstellte.

Unsere Eltern bettelten. Wir hörten durch die Krankenhaustüren, wie sie sich mehr Zeit erflehten, nur noch ein

bisschen mehr Zeit: *Es wird passieren. Es hat schon angefangen. Es wird bald so weit sein – bitte!*

Ich weiß nicht, was sich sonst noch hinter jenen Türen abspielte. Ich weiß nicht, was die Ärzte und Amtsträger letztendlich überzeugte, aber unsere Mutter und unser Vater kamen vollkommen erschöpft und leichenblass aus jenem Raum.

Und sie sagten uns, wir hätten noch ein bisschen mehr Zeit.

Zwei Jahre später wurde ich für verschwunden erklärt.

Unser Schatten war lang geworden, unsere Beine schwer. Strähnen unseres Haares glänzten golden im schwindenden Licht, und Addie fasste sie alle zu einem lockeren Pferdeschwanz zusammen, der sie in der unbarmherzigen Hitze aus unserem Nacken hielt.

<Lass uns heute einen Film gucken>, sagte ich, ein Lächeln in meine Stimme webend. <Wir haben nicht viel auf.>

<Okay>, sagte Addie.

<Mach dir keine Sorgen um Will und Robby. Bei ihnen wird alles gut gehen. Bei Lyle ist doch auch alles gut gegangen, oder nicht?>

<Ja>, sagte sie. <Ja, ich weiß.>

Keine von uns erwähnte die vielen Arten, auf die es Lyle nicht gut ging. Die Tage, an denen er nichts anderes wollte, als vor sich hin dösend im Bett zu liegen. Die Stunden, die er jede Woche an der Dialysemaschine hing, während das Blut aus seinem Körper floss, ehe es gereinigt wieder in ihn zurückgepumpt wurde.

Lyle war krank, aber er war nicht hybridkrank, und das war der entscheidende Unterschied.

Wir gingen innerlich wie äußerlich schweigend unseres Weges. Ich spürte, wie die düsteren, grüblerischen Nebelschleier, aus denen Addies Gedanken bestanden, meine eigenen streifen. Manchmal hatte ich das Gefühl, beinah erahnen zu können, worüber sie nachdachte, wenn ich mich nur stark genug konzentrierte. Aber nicht an diesem Tag.

In gewisser Weise war ich froh darüber. Es bedeutete, dass auch sie nicht erahnen konnte, worüber ich nachdachte.

Sie konnte nicht wissen, dass mir vor dem Tag graute, graute, graute, an dem Will und Robby Frieden finden würden. Den Tag, an dem wir zum Babysitten gehen würden und erleben mussten, dass nur noch ein kleiner Junge uns anlächelte.

Lupside, wo wir die vergangenen drei Jahre gelebt hatten, war für rein gar nichts bekannt. Wann immer man etwas unternehmen wollte, das nicht in der Hauptgeschäftsstraße oder den paar Supermärkten erledigt werden konnte, fuhr man dafür in die nahe gelegene Stadt Bessimir.

Bessimir war für genau eine Sache bekannt und das war das Geschichtsmuseum.

Addie lachte leise mit dem Mädchen neben uns über etwas, während unsere Klasse schwitzend vor den Türen des Museums wartete. Der Sommer hatte noch nicht einmal seinen wahren Kampf gegen den Frühling aufgenommen,

aber die Jungs stöhnten schon über ihre obligatorischen langen Hosen, während die Rocksäume der Mädchen mit den Temperaturen höher kletterten.

»Hört mal her«, rief Ms Stimp, was ungefähr die halbe Klasse dazu brachte, tatsächlich die Klappe zu halten und aufzupassen. Für jeden, der in dieser Gegend aufwuchs, gehörte der Besuch des Geschichtsmuseums in Bessimir ebenso zum Leben wie der des Schwimmbads im Sommer oder der monatliche Ausflug ins Kino, wenn ein neuer Film herauskam. Das Gebäude, das offiziell das *Brian Doulanger Museum für die Geschichte der Americas* hieß (nach einem reichen alten Mann, der als Erster Geld für seine Errichtung gespendet hatte), wurde beinah von jedem als *das Museum* bezeichnet, als gäbe es keine anderen auf der Welt. Im Laufe von zwei Jahren waren Addie und ich mit zwei verschiedenen Geschichtskursen zweimal dort gewesen, und bei jedem Besuch hatte unser Magen rebelliert.

Schon jetzt spürte ich, wie unsere Muskeln sich versteiften, wie gezwungen Addies Lächeln wurde, als die Lehrerin uns die Eintrittskarten reichte. Denn egal, welchen Namen es trug, Bessimirs Geschichtsmuseum war nur an einer Sache interessiert, und zwar daran, von der anderthalb Jahrhunderte währenden Schlacht der Americas gegen die Hybriden zu erzählen.

Der Luftstrom der Klimaanlage, der uns beim Betreten des Gebäudes entgegenschlug, ließ Addie schaudern und brachte die Härchen auf unseren Armen dazu, sich auf-

zustellen, löste jedoch nicht den Knoten in unserem Magen. Das Museum mit seinen drei Stockwerken mündete direkt hinter der Kasse in ein gewaltiges, offenes Foyer, dessen zwei obere Stockwerke man sehen konnte, wenn man den Kopf in den Nacken legte. Addie hatte es das erste Mal, als wir das Gebäude betraten, versucht. Wir waren damals zwölf gewesen und der Anblick der tonnenschweren Last der Geschichte – der Schlachten, Kriege und des Hasses – hatte uns schier zermalmt.

An diesem Tag blickte niemand nach oben. Die anderen, weil sie angeödet waren. Addie, weil wir es niemals wieder sehen wollten.

Addies Freundin hatte sie für jemanden stehen lassen, der nach wie vor lachen konnte. Addie hätte sie suchen gehen sollen, hätte sich zum Lächeln und Witze reißen zwingen und mit allen anderen darüber stöhnen sollen, dass sie *schon wieder* ins Museum gehen mussten. Aber das tat sie nicht. Sie ließ sich ans Ende der Gruppe zurückfallen, damit wir nicht hören mussten, wie die Museumsführerin mit ihren Erläuterungen begann.

Ich sagte nichts, als könne ich durch mein Schweigen so tun, als existiere ich nicht. Als könne Addie für eine Stunde so tun, als gäbe es mich nicht, und als hätten die feindlichen Hybride, von denen die Führerin ununterbrochen sprach, seit wir die Halle der Revolutionäre betreten hatten, nichts mit uns gemein.

Eine Hand schloss sich um unsere Schulter. Addie wirbelte herum, um sie abzuschütteln, doch dann wurde ihr

klar, was sie da gerade getan hatte, und sie zuckte erschrocken zusammen.

»Tut mir leid, tut mir leid ...« Hally hob die Hände, die Finger gespreizt, als wolle sie ihre friedliche Absicht demonstrieren. »Ich wollte dich nicht erschrecken.« Sie warf uns ein zögerndes Lächeln zu. Wir hatten nur diesen einen Kurs zusammen, daher war es Addie nicht besonders schwergefallen, ihr seit dem vorangegangen Abend aus dem Weg zu gehen.

»Du hast mich überrascht«, sagte Addie und strich sich ungeduldig die Haare aus unserem Gesicht. »Das ist alles.«

Wir verloren den Anschluss an den Rest der Gruppe, aber als Addie Anstalten machte, die anderen einholen zu wollen, berührte Hally erneut unsere Schulter. Sie zog die Hand sofort zurück, als Addie herumfuhr, fragte aber rasch: »Alles in Ordnung mit dir?«

Eine Hitzewelle rollte durch unseren Körper. »Ja, natürlich«, sagte Addie.

Wir standen noch einen Moment schweigend in dieser Halle, umringt von den Porträts sämtlicher großer Revolutionshelden und Gründerväter unserer Nation. Diese Männer waren schon seit beinah 150 Jahren tot, aber sie starrten Addie und mich noch immer mit jenem Feuer in den Augen aus den Bilderrahmen heraus an, jenem Hass, der in jeder nicht hybriden Seele während der ersten entsetzlichen Kriegsjahre gelodert hatte, als die Auslöschung all jener an der Tagesordnung gewesen war, die einst die

Macht in ihren Händen gehalten hatten – aller hybriden Männer, Frauen und Kinder.

Es hieß, dieser Drang sei über die Jahrzehnte erloschen, als das Land nachlässig und vertrauensselig wurde, weil die Vergangenheit in Vergessenheit geriet. Hybride Kinder durften groß werden, Einwanderer durften wieder Fuß auf americanischen Boden setzen, unser Land bevölkern und es ihr Eigen nennen.

Die versuchte ausländische Invasion zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bei Ausbruch der Großen Kriege hatte dem ein Ende bereitet. Plötzlich brannte die alte Flamme heller als je zuvor, verbunden mit dem neuen Schwur, niemals zu vergessen – nie, nie wieder zu vergessen.

Hally musste bemerkt haben, wie unser Blick über die Ölbilder glitt. Sie grinste, wodurch ihre Grübchen zum Vorschein kamen, und sagte: »Kannst du dir vorstellen, wie es wäre, wenn Männer immer noch mit diesen dämlichen Hüten rumliefen? Mensch, mir würde es nie langweilig werden, meinen Bruder deswegen aufzuziehen.«

Addie gelang ein schmallippiges Lächeln. In der Siebten, als wir einen Aufsatz über die Männer schreiben sollten, die auf jenen Bildern zu sehen waren, hatte sie den Lehrer zu überzeugen versucht, sie die künstlerischen Aspekte der Porträts besprechen zu lassen. Der Versuch war nicht erfolgreich gewesen. »Wir sollten zurück zu den anderen gehen.«

Niemandem fiel auf, wie Addie und Hally sich wieder

an ihrem Platz am Ende der Gruppe einfanden. Die anderen waren schon in dem Raum angekommen, den ich am allermeisten verabscheute, und Addie hielt den Blick auf unsere Hände, unsere Schuhe gerichtet – überallhin, nur nicht auf die Bilder an der Wand. Aber ich erinnerte mich noch vom letzten Jahr an sie, als unsere Klasse die frühe americanische Geschichte studiert hatte und wir die gesamte Besuchszeit in diesem Teil des Museums verbracht hatten, anstatt nur hindurchzulaufen wie jetzt.

Natürlich haben nicht viele Fotografien aus jener Zeit überdauert. Aber ihre Restauratoren hatten dafür gesorgt, dass uns keines der grausigen Details erspart blieb, keine schmerzverzerrte Grimasse und kein Fetzen sich ablösender, sonnenverbrannter Haut. Die noch vorhandenen Bilder hingen schwer an den Museumswänden. Ihre körnige Schwarz-weiß-Qualität nahm dem zur Schau gestellten Elend der Felder nichts von seiner Wucht. Dem Schmerz der Arbeiter, kaum mehr als Sklaven, die alle unsere Vorfahren waren. Einwanderer aus der Alten Welt, die dort viele tausend Jahre lang gelitten hatten, ehe sie mit Schiffen über eine stürmische See gebracht wurden, um in einem anderen Land neues Leid zu erdulden. Bis hin zur Revolution, als die Hybriden endlich zu Fall gebracht wurden.

Der Raum war klein, mit nur einem Ein- und Ausgang. Das Gedränge der anderen Schüler ließ Addie den Atem stocken. Unser Herz pochte gegen unsere Rippen. Wohin sie sich auch wandte, wir stießen mit noch mehr Körpern

zusammen, die alle in Bewegung waren. Manche schubsten sich hin und her, andere lachten, die Lehrer schimpften und drohten, Namen zu notieren, wenn die Schüler nicht ein wenig mehr Benehmen zeigten.

Addie setzte unsere Schultern ein, um sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Zur Abwechslung war es ihr völlig egal, was die anderen dachten. Wir waren unter den Ersten, die durch die Tür drängten. Und wir preschten so schnell, beinah taumelnd an den anderen vorbei, dass wir die Ersten waren, die auf das Wasser trafen.

Kapitel 3

Addie blieb wie angewurzelt stehen. Dem Mädchen hinter uns gelang es nicht annähernd so gut, seinen Schwung zu bremsen, und es krachte in uns hinein. Wir flogen nach vorn und gingen zu Boden, unser Rock und Teile unserer Bluse wurden augenblicklich von dem Wasserschwall durchnässt, der durch den Raum schoss. *Wasser?*

»Was zur Hölle?«, sagte jemand, während Addie zurück auf die Füße krabbelte. Unsere Knie und Ellbogen schmerzten, weil sie einen Großteil des Sturzes abgefedert hatten.

Wir standen jetzt nur noch ungefähr knöcheltief im Wasser, doch unsere Bluse war nicht mehr zu retten, obwohl Addie sich beeilte, sie auszuwringen. Was nicht nötig gewesen wäre, da uns sowieso niemand beachtete. Alle starrten mit offenem Mund die überflutete Ausstellungshalle an. Bei ihr handelte es sich um einen der größten Räume des Museums, sie war voller Artefakte aus Revolutionszeiten, die in Vitrinen ausgestellt waren, und Gemälde jener Epoche, die an den Wänden hingen. Jetzt war er außerdem mit trübem Wasser gefüllt, das einige Zentimeter hoch stand.

Die Museumsführerin riss ein Walkie-Talkie an den Mund und sprudelte etwas hinein. Ms Stimp versuchte ihr Bestes, alle in den Raum zurückzuscheuchen, aus dem wir gerade gekommen waren. Er war durch eine niedrige Stufe mit der Ausstellungshalle verbunden und noch trocken – für den Moment. Wo immer das Wasser auch herkommen mochte, es wurde mehr. Es ergoss sich über den Boden und tränkte die Socken der Leute – schmutziges Wasser, das zweifellos seine Spuren an den weißen Wänden hinterlassen würde.

Die Lichter flackerten. Leute kreischten, einige klangen ehrlich erschrocken, andere beinah belustigt, als wäre das hier viel aufregender, als sie sich erhofft hatten.

»Es sind diese dämlichen Rohre«, knurrte die Führerin vor sich hin, als sie an uns vorbeistakste. Ihre Wangen waren hochrot, ihre Augen strahlten so hell, dass ihr Blick etwas Wildes hatte. »Wie oft habe ich schon darauf hingewiesen, dass diese Rohre repariert werden müssen?« Sie klipste das Walkie-Talkie wieder an ihrem Rock fest, dann hob sie die Stimme und sagte: »Wenn mir jetzt bitte alle durch diesen Raum hier folgen würden …«

Die Lichter erloschen erneut und hüllten alles in Dunkelheit. Dieses Mal gingen sie nicht gleich wieder an. Aber dafür erwachte etwas anderes zum Leben: Die Sprinkleranlage. Und mit ihr ein ohrenbetäubender Alarm. Addie schlug die Hände über unsere Ohren, während Wasser auf unsere Haare spritzte und über unser Gesicht rann. Irgendwo im Museum hatte es zu brennen begonnen.

Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis endlich alle wieder im Bus saßen. An so einem schönen, warmen Freitagnachmittag waren außer uns nicht besonders viele Besucher im Museum gewesen, aber doch genug, um eine beachtliche Menschentraube zu bilden, als alle durch die Türen des Museums nach draußen strömten; verstört und abgerissene Eintrittskarten umklammernd. Mütter scheuchten kleine Kinder vor sich her, Männer hatten dort, wo ihre Hosenbeine mit dem Wasser in Berührung gekommen waren, dunkle Flecken. Manche Hosenbeine waren vollkommen durchnässt. Viele Besucher beschwerten sich und verlangten Antworten oder die Erstattung ihres Eintrittsgeldes. Manche starrten einfach nur stumm das Museumsgebäude an.

»Ein Kurzschluss«, hörte ich eine Frau sagen, während Addie uns einen Weg zurück zum Bus bahnte. »Wir hätten alle einen Schlag bekommen und sterben können!«

Als wir in der Schule eintrafen, war unsere Bluse immer noch feucht und nicht mehr richtig weiß, aber die Gespräche drehten sich nicht länger um die Museumsüberflutung, sondern um den Ball am Schuljahresende, zu dem es noch mehr als einen Monat hin war. Und als Ms Stimp, völlig erledigt und genervt wie sie war, das Licht im Klassenzimmer ausmachte und einen Film anstellte, gönnte sich ein Viertel der Klasse ein heimliches Nickerchen, obwohl wir uns eigentlich Notizen machen sollten.

<Ich hoffe, der Schaden lässt sich nicht reparieren>, sagte ich,

während Addie ausdruckslos auf den Bildschirm starrte. Bessimir war auf so viele Dinge stolz, die in diesem Museum aufbewahrt wurden: die Bilder, die aus der Revolutionszeit geretteten Säbel und Revolver, ein authentisches Kriegsposter vom Beginn der Großen Kriege, datiert auf das Jahr, in dem der erste Angriff auf americanischem Boden stattgefunden hatte. Es drängte die Bürger, jeden Verdacht von Hybridaktivität zu melden. Die Lehrer sprachen im Unterricht nicht darüber, aber ich konnte mir vorstellen, wie die Leute damals mit dem Finger aufeinander gezeigt hatten. Die Menschen jener Zeit konnten sich nicht allzu sehr von denen von heute unterschieden haben. <Ich hoffe, das Fundament gibt nach. Ich hoffe, das ganze Gebäude kracht ein.>

<Sei nicht albern>, sagte Addie. <Das Wasser stand nicht höher als ein paar Zentimeter. Innerhalb einer Woche werden sie alles wieder in Ordnung gebracht haben.>

<Es hat gebrannt. Und ich habe gesagt, *ich hoffe.*>

Addie seufzte, stützte unser Kinn in die eine Hand und begann mit der anderen, das Mädchen vor uns zu skizzieren, das mit halb offenem Mund schlief. Es war nicht so, als hätten wir uns den Film angucken müssen, um ein oder zwei Seiten mit Notizen zu füllen. Wir hatten die Großen Kriege des zwanzigsten Jahrhunderts so oft durchgenommen, dass wir die wichtigsten Schlachten auswendig aufsagen, die Zahl der Toten herunterrasseln und die Reden zitieren konnten, die unser Präsident gehalten hatte, während wir uns gegen die versuchte Invasion zur Wehr ge-

setzt hatten. Am Ende waren wir natürlich zu stark für sie gewesen, und sie hatten die Aufmerksamkeit wieder auf ihre eigenen Kontinente konzentriert, wo Chaos und Verwüstung herrschten. Es war das, was Kriege anrichteten. Was Hybride anrichteten. Was sie selbst in diesem Moment noch anrichteten.

<Hm>, sagte Addie schließlich. <Ich hoffe es auch.>

Auf dem Fernsehbildschirm ließ ein Flugzeug Bomben auf eine nicht zu identifizierende Stadt fallen. Der Junge neben uns gähnte, ihm fielen die Augen zu. Es gab nicht viel Filmmaterial aus den letzten Tagen der Kriege, weil sich alles so weit entfernt abgespielt hatte, aber das, was es gab, wurde wieder und wieder gezeigt, bis ich am liebsten geschrien hätte. Ich konnte nur vermuten, was man uns noch alles zugemutet hätte, wenn es so etwas wie Fernsehberichte während der Invasion vor ein paar Jahrzehnten bereits gegeben hätte.

<Eva?>, sagte Addie.

Ich schob meine Gefühle beiseite, weg von Addie, schirmte sie vor meiner ohnmächtigen Wut ab. <Mir geht's gut>, sagte ich. <Mir geht's gut.>

Wir sahen zu, wie das Feuer sich durch die im Chaos versunkene Stadt wälzte. Offiziell hatte der letzte Große Krieg geendet, als Addie und ich ein Baby gewesen waren, aber die Hybride, die den Rest der Welt bevölkerten, hatten niemals aufgehört, einander zu bekämpfen. Wie hätten sie auch? Addie und ich stritten schon häufig genug und wir teilten uns die Kontrolle nicht einmal. Wie

hätte eine Gesellschaft, die auf zwei Seelen in jedem Körper basierte, je eine friedfertige sein können? Die Individuen, aus denen solche Staaten bestanden, hatten nicht einmal Frieden mit sich selbst geschlossen, und das führte zu allen möglichen Arten von Problemen. Darunter: *ständige Gereiztheit, Übergriffe auf andere und (abhängig von der Willensstärke) der Verlust des Verstandes.* Ich sah die düstere Prognose der Pamphlete, die in den Arztpraxen hingen, in Leuchtbuchstaben vor mir.

Ich verstand also, warum die revolutionären Anführer die Americas als ein hybridfreies Land gegründet hatten, warum sie sich so ins Zeug gelegt hatten, alle zu jener Zeit existierenden Hybriden auszulöschen, damit sie ein vollkommen neues Kapitel in ihrem Leben aufschlagen konnten, dessen Reinheit durch nichts getrübt würde.

Der Teil von mir, der rein logisch an die Sache heranging, konnte sogar nachvollziehen, wieso Leute wie Addie und ich im Grunde nicht einfach sich selbst überlassen werden konnten. Aber eine Sache zu verstehen und eine Sache zu akzeptieren sind zwei völlig verschiedene Dinge.

Addie machte sich halbherzig ein paar hastige Notizen, als der Film sich seinem Ende näherte und es läutete. Normalerweise hätte ich ihr geholfen, indem ich die Fakten beisteuerte, an die ich mich erinnerte, aber in diesem Moment war ich einfach nicht in der Stimmung dafür. Wir waren bereits aus der Tür, ehe unser Blatt bis nach vorn durchgereicht worden war.

Aber bevor wir mehr als ein paar Schritte den Gang

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Kat Zhang

Twin Souls - Die Verbotene
Band 1

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30858-5

cbt

Erscheinungstermin: Juni 2013

Wen würdest du aufgeben, wenn nur einer am Leben bleiben kann?

Eva und Addie waren einmal wie alle anderen – zwei Seelen in einen Körper, über den sie abwechselnd die Kontrolle übernahmen. Doch als sie älter wurden, wuchsen mit ihnen die Befürchtungen – eben doch nicht normal zu sein. Denn im Kindesalter hätte eine Seele verblassen und schließlich ganz verschwinden müssen. Die Existenz von zwei Seelen in einem Körper wird als gefährlich angesehen und darf nicht sein. Als Addie schließlich doch die vollständige Kontrolle übernimmt, scheint alles gerettet. Niemand außer ihr aber weiß, dass Eva immer noch lebt – gefangen in dem Körper, den ihre Schwester kontrolliert. Als die beiden herausfinden, dass es für Eva doch noch eine Chance gäbe, wieder an die Oberfläche zu kommen, riskieren sie alles dafür …

Der Titel im Katalog